



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Ein neuer Gibbon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Öffentlichkeit erzognes Volk überhaupt nicht zu knechten; es hat immer Führer, ist immer organisiert, es kämpft drei Menschenalter und unterliegt nicht — siehe den Kampf der Niederlande —, dreimal besiegt, bildet es die öffentliche Gewalt immer wieder von neuem selbst.

Ein einzelner kann seine kleine persönliche Freiheit wohl auch von einem Tyrannen in Empfang nehmen als Belohnung für sein unpolitisches Dasein; aber ein Volk als Ganzes findet seine Freiheit nur bei seiner ureigenen immer neu erlesenen, in der Öffentlichkeit immer neu erprobten Aristokratie. Jede reine Demokratie hat einen klaren starken Willen nur in seltenen Augenblicken. Für gewöhnlich wird sie regiert, wo sie zu regieren meint. Und wenn sie wirklich politisch zu leben versucht, wird sie nach kurzem Spektakel von irgendeinem Tyrannen überwunden. Das ist die Geschichte aller Revolutionen. Ein Volk, das sich wirklich selbst verwalten will, muß sich eine Aristokratie schaffen. Das geschieht durch Dauerauslese der freiesten, vornehmsten Willenskräfte in der Öffentlichkeit des politischen Lebens. Diese Auslese hat schon bei den Wählern anzufangen. Darum heißt die Losung: Hier geheime Wahl, Demokratie, Despotismus; hier öffentliche Wahl, Aristokratie und Freiheit. Nun, deutsches Volk, wähle, aber denke daran, daß alle germanische Kultur bisher eine aristokratische Kultur auf der möglichst breiten Basis der Gemeinfreiheit gewesen ist. Die Zukunft gehört dem Volke, das in der kommenden atomisierenden demokratischen Kultur am längsten seine politische Gesundheit, d. i. eine aristokratische Organisation behält.



Ein neuer Gibbon



iebuhr und Mommsen haben die Grundlagen der römischen Geschichte für alle Zeiten gemauert (mancher behauptet freilich, sie bröckelten schon ab); aber im Auf- und Ausbau bleibt noch genug zu tun übrig: Lösung von Zweifeln, Ersatz älterer Hypothesen durch neue, befriedigendere (denn die Geschichtsforschung ist von dem Zwange zur Verwendung von Hypothesen so wenig ausgenommen wie irgendeine andre Wissenschaft), Berichtigung kleiner Irrtümer. Außerdem eröffnen neue Erfahrungen, so besonders die volkswirtschaftlichen und sozialen unserer Zeit, von denen Mommsen erst im spätern Alter einen Teil erlebt hat, auch neue Einblicke in die Zustände und Umwälzungen früherer Zeiten. Und endlich müssen doch die alten Geschichten jedem neuen Geschlecht aufs neue erzählt werden, und Mommsens monumentales Werk ist überhaupt kein Lesebuch für das Volk. In allen diesen Beziehungen befriedigt das Werk, das Lombrosos Schwiegersohn, der Soziologe Guglielmo Ferrero

unternommen hat, und von dem die ersten beiden Bände in autorisierter Übersetzung von Max Bannwitz (bei Julius Hoffmann in Stuttgart) erschienen sind: Größe und Niedergang Roms (erster Band: Wie Rom Weltreich wurde; zweiter Band: Julius Cäsar). Wie die Leser schon aus dem Titel schließen können, hat sich der Autor nicht Mommsens, sondern Gibbons Aufgabe gestellt, doch deckt sich der von ihm behandelte Zeitraum auch mit dem des berühmten *Decline and Fall* nicht ganz. Dessen Verfasser beginnt mit Augustus und den Antoninen und erzählt bis zur Eroberung Konstantinopels, auch die letzten Regungen des römischen Republikanergeistes im Mittelalter und seine endgiltige Bändigung durch die Päpste mit einschließend, Ferrero nimmt das Ende des hannibalischen Krieges zum Ausgangspunkt, fertigt die Zeit bis zu den gracchischen Unruhen summarisch ab, stellt von da an die Ereignisse ausführlich dar und wird wahrscheinlich mit dem Untergange des weströmischen Reiches schließen, denn sein Werk ist nur auf sechs Bände berechnet (es sind Bände kleinen Formats von durchschnittlich 400 Seiten), während Gibbon bis zu dem genannten Zeitpunkte fünf, für das übrige sieben ungefähr ebensolche Bände gebraucht hat.

Die neuen Konjekturen, Auffassungen und Hypothesen Ferreros werden die Fachzeitschriften kritisieren. Den Durchschnittsleser fesselt außer der angenehmen Erzählung besonders die Beleuchtung der politischen, sozialen, ethischen und ökonomischen Zustände und Bewegungen vom Standpunkte des modernen Beurteilers aus. Man spürt den Herzschlag und die Sorge des italienischen Patrioten in dem warmen Preise der altrömischen Bauertugend, jener wirklich guten alten Zeit, wo Italien von Rom aus nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auf die einzige, dauernden Erfolg versprechende Weise, mit dem Pfluge erobert wurde, wo „Genie, Wahnsinn und Verbrechen, kurz alles, was nicht in den Rahmen der Überlieferung paßte, nach Möglichkeit ausgeschaltet wurde; Formalismus, Empirismus und roher Aberglaube den Inbegriff aller Weisheit zu bilden“ schienen. „Weil Rom es fertig brachte, barbarisch zu sein ohne die Laster der Barbarei, darum überwand es so viele gebildete, aber durch die Laster ihrer eignen Kultur geschwächte Völker. Die alte römische Gesellschaft läßt sich mit gewissen Mönchsorden vergleichen, bei denen in äußerst sinnreicher Weise Lehre, Beispiel, gegenseitige Kontrolle und Furcht zusammenwirken.“ So ist es zu erklären, daß im zweiten Punischen Kriege Rom den Sieg davontrug; „die Tugenden einer Reihe spießbürgerlicher Geschlechter triumphierten über die geniale Größe eines einzelnen.“ Die Hauptursache von Hannibals Unterliegen wird wohl gewesen sein, daß das Unternehmen von vornherein aussichtslos war; nur eben ein Genie konnte es fertig bringen, sich fünfzehn Jahre lang mit einem kleinen Heere, ohne natürlichen Stützpunkt, ohne stete Verbindung mit der Heimat, in einem feindlichen, politisch und militärisch gut organisierten Lande zu halten. Daß Rom nach diesem Siege und den damit verketteten gewaltigen Erfolgen in Spanien und Afrika „mit einem guten Teil

seiner konservativen Schrullen aufgeräumt hat“, ist bekannt. Trotzdem war es nach Ferrero nicht die gewandelte römische Bürger- und Bauernschaft, die von da an zur Weltpolitik, zum Imperialismus überging, sondern gegen das Widerstreben der wahrhaft römischen Bevölkerung, die immer noch nicht von den Sitten und der Politik der Väter lassen wollte, hat „ein kosmopolitischer Pöbel, den der Zufall (?) aus fremden Ländern nach Rom geweht hatte, die endgiltige Wendung herbeigeführt“. Unsere Zeit interessiert sich besonders lebhaft für den Untergang des Bauernstandes, den nach dem zweiten Punischen Kriege die Latifundienwirtschaft mit Sklavenscharen und die Getreideeinfuhr verschuldet haben sollen. Der erste Sündenbock wird von den Bodenbesitzreformern, der zweite von den Agrariern bevorzugt. Doch der römische Stadtpöbel der gracchischen und der Kaiserzeit bestand freilich zum Teil aus Nachkommen römischer Bauern (zum bei weitem größern Teil aus Sklaven und Freigelassenen außeritalischer Abstammung), aber Bauern, sowohl Besitzer als Pächter, gab es trotzdem die ganze Zeit über in Italien. Die Anklage gegen die Latifundien hat Friedländer auf das richtige Maß zurückgeführt. Er schreibt (im 1. Bande der 6. Auflage seiner Sittengeschichte Roms S. 368), weil sich namentlich der Gemüse- und Weinbau, der den Kleinbetrieb fordert, gut rentierte, hätten die Großgrundbesitzer ihre Ländereien meist geteilt verpachtet. „Auch damals also war die Kleinwirtschaft wie von jeher und wie auch heutzutage im italischen Landbau die vorherrschende Form: die Großwirtschaft bestand regelmäßig aus einem Komplex von Kleinwirtschaften. Für die kleinen Eigentümer aber, wohl auch in einigem Umfang für die Selbstwirtschaft der Gutsherren, waren im Laufe der Zeit mehr und mehr Kleinpächter eingetreten, und der ältere Plinius kann bei seinem bekannten Ausspruch, daß der Großgrundbesitz Italien zugrunde gerichtet habe und nun auch die Provinzen, wohl nur an die Verdrängung der kleinen Eigentümer durch Pächter gedacht haben. Doch daß er auch hier, wie so oft, übertrieben hat, zeigen namentlich zwei Obligationssurkunden über die von Trajan zur Erziehung freigeborner Kinder unbemittelter Eltern bewilligten Kapitalien, für die Landgüter verpfändet waren, und zwar in der Gegend von Veveja (bei Parma) und Placentia und in der Gegend von Benevent. In der letzten war die Bauernwirtschaft noch vorwiegend; von fünfzig Besitzern der verpfändeten Grundstücke waren nur zwei Großbesitzer mit Komplexen im Werte von 451 000 und 501 000 Sesterzen [die erste Summe beträgt nicht ganz 100 000 Mark, die zweite etwas darüber]; neun besaßen Güter im Werte von 100 000 bis 400 000 Sesterzen, die übrigen kleinere. Der römische Morgen (ein Viertelhektar) galt 1000 Sesterzen [sodas also die oben erwähnten »Großbesitzer« nur 450 bis 500 Morgen, nach heutigem ostelbischem Sprachgebrauch Großbauergüter hatten]. Ein sehr viel beträchtlicherer Teil des alten Kleinbesitzes war in der *Amilia* an Großbesitzer übergegangen, wahrscheinlich weil die reichen Kluren der *Polandtschaft* das Kapital mehr anlockten als das *Hirpinische Hügel*land. Von 52 Besitzern hatten dort die knappe Hälfte

Güter von weniger als 100 000 Sesterzen [100 Morgen], ungefähr ebenso viele solche von 100 000 bis 400 000, ein Fünftel darüber, darunter drei von mehr als einer Million [1000 Morgen]. Am einträglichsten war übrigens in Italien für den Landwirt auch damals der Weinbau. Das Anlagekapital für sieben preußische Morgen Weinland betrug mit Einschluß des Sklaven, der sie als Winzer zu befragen hatte, der Weinstöcke und des Inventars und der Zinsen zweier Jahre, in denen die Weinstöcke noch nicht trugen, 32 480 Sesterzen (7065 Mark), und dieses Kapital verzinste sich nach Columella bei guter Kultur mit etwa 18 Prozent, während außerdem der Verkauf der Sezlinge noch eine erhebliche Rente gewährte.“

Wie diese einträgliche Wein- (und Öl-)kultur entstanden ist, findet man bei Ferrero ausführlich dargestellt. Die ersten außeritalischen Eroberungen hatten einen gewaltigen Kulturfortschritt zur Folge, wie man es gewöhnlich nennt, wenn sich ein Volk bei wachsendem Reichtum und im Verkehr mit schon luxuriös lebenden Völkern mehr und feinere Bedürfnisse angewöhnt. Die Steigerung der Bedürfnisse steigerte den Zwang zu Geldausgaben, und es stellte sich die uns wohlbekannte Not der Landwirtschaft, das heißt der Landwirte ein, deren Einnahmen für das erhöhte Ausgabenbudget nicht mehr reichten. Diese Not wurde durch die gracchischen Reformen erhöht, weil die Untersuchung der Eigentumsrechte der Nutznießer und die Aussonderung des Staatsackers Umstände, Störungen und Kosten verursachte. „Zahlreiche Grundbesitzer zwang die Notlage, sich nach einträglicheren Kulturen umzusehen, und da sie nicht mehr bestehn konnten, wenn sie nach der bisherigen Weise Wein und Oliven für den eignen Bedarf und Getreide für den Verkauf produzierten, so fingen sie jetzt an, umgekehrt Getreide nur für den Hausgebrauch, Öl und Wein aber für den Verkauf zu bauen. Beide Produkte galten mehr und ließen sich leichter in der Ferne absetzen.“ Und gerade in diesen heilsamen Umwandlungsprozeß griff nun wieder die gracchische Reform, die stellenweise eine Neuverteilung der Grundstücke forderte, störend ein. „Die großen wirtschaftlichen Krisen sind im Laufe der Geschichte nicht durch geniale Gesetzgeber, sondern durch die Völker selbst gelöst worden, indem diese durch Arbeit den Reichtum vergrößerten. Unglücklicherweise wurden viele italische Landwirte, als sie gerade im Begriff waren, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, darin durch einen übereifrigen Gesetzmacher gestört und sollten nun ihren schönen Weinberg gegen ein sumpfiges Gebiet umtauschen“, wogegen die teils Geschädigten, teils Bedrohten bei Scipio Amilianus Hilfe suchten, der denn auch mit Änderungen der Gesetzgebung einschritt. Daß die Umwandlung des landwirtschaftlichen Betriebs in die Zeit zwischen 130 und 120 fällt, folgert Ferrero aus einer Angabe des ältern Plinius. Dieser erzählt, man habe im Jahre 121 infolge der reichen Weinernte zum erstenmale die Wirkung dieser Umgestaltung wahrgenommen. Da der Rebstock langsam wächst, müsse die neue Kultur mehrere Jahre vorher begonnen haben. Plinius sage nichts von Ölbäumen, „da aber

der Ölbaum nach der Rebe die einträglichste Frucht der neuen Kulturart war, und da schon Cato vom Rückgang des Körnerbaues und der Ausbreitung der Olivenzucht spricht, so ist man berechtigt anzunehmen, daß sich der Anbau der beiden Produkte gleichzeitig ausgedehnt hat."

Ferrero gehört also nicht zu den Lobrednern der Gracchen; ihr Heilmittel sei in ein Gift umgeschlagen, habe die Zersetzung gefördert. Auch die pergamenische Erbschaft, die die Gracchen in bester Absicht fürs Volk nutzbar zu machen versuchten, habe geschadet. Zudem hatte Cajus „mit dem Gesetze über Asien [das den Senat in der Verteilung und Verwaltung der Provinzen beschränkte] für die römischen Kapitalisten ein neues und sehr gewinnreiches Geschäftsgebiet geschaffen. In Rom bildeten sich zahlreiche Gesellschaften zur Pachtung der dortigen Abgaben, und geschickte Geldleute legten darin ihr Kapital an, sodaß nach der militärischen und merkantilen hier auch die finanzielle Ausdehnung des Imperialismus erfolgte. In allen Familien der Mittelklasse — diese muß noch zahlreich gewesen sein, obwohl sich wahrscheinlich die Fruchtbarkeit von Geschlecht zu Geschlecht minderte — verließen viele Kinder, von der Dürftigkeit der ländlichen Verhältnisse abgestoßen, das väterliche Haus; sie gingen in die benachbarte Stadt oder nach Rom, um dort als Handwerker oder Händler ihren Unterhalt zu erwerben; oder sie traten freiwillig ins Heer oder wurden ausgehoben und suchten ihr Glück in fernen Ländern. Die Kolonien italischer Kaufleute um das Mittelmeer herum wurden immer zahlreicher; etwa um diese Zeit entstand auch eine in Alexandrien. Viele Italiener wanderten nach Asien; dort betrieben sie im Auftrage der großen Pächtergesellschaften kleine Geldgeschäfte, daneben auch Sklavenhandel und den Ein- und Verkauf von asiatischen Produkten, denn die Nachfrage nach solchen stieg immer mehr in Rom. Oft schickten die Väter, um ihren Kindern ein besseres Los zu bereiten, diese, auch wenn sie sich das Geld dazu leihen mußten, zum Studium in die Stadt, damit sie dort die Redekunst erlernten, sich als Anwälte einen Namen machten, die Aufmerksamkeit reicher und mächtiger Leute auf sich ziehen und mit deren Hilfe zu Ämtern und Würden gelangen könnten. So ging diese Klasse von mittlern Grundbesitzern und Bauern, die einen so großen Teil der Halbinsel urbar gemacht, die den Hannibal besiegt hatte, allmählich zugrunde. In ganz Italien wurden die kleinen Güter in den Händen gieriger Unternehmer zu ausgedehnten Besitzungen vereinigt; diese Herren setzten an die Stelle der freien, ehrgeizig und auffällig gewordenen Arbeiter Sklaven, sodaß die freie Bevölkerung vom Lande abwanderte, um in den Städten Italiens oder in den Provinzen ihr Glück zu suchen oder auch nach Rom zu gehn und dort politischen Einfluß zu gewinnen" oder ein Schmarogerleben zu führen. Ganz wie bei uns heute; fehlen doch auch die Sklaven nicht, die slawischen und die italienischen Wanderarbeiter. Daß die Latifundien die kleinen freien Besitzer entweder nicht ganz verdrängt haben, oder daß sich ein neuer Stand von solchen gebildet hat, und daß der Großbesitz je länger desto weniger den Großbetrieb bedeutete, haben

wir von Friedländer vernommen, und auch Ferrero gibt das später gelegentlich zu. Sehr heilsam hat nach ihm das Gesetz des Volkstribunen Spurius Thorius vom Jahre 111 gewirkt, das „die letzten Spuren des alten Agrarkommunismus beseitigte und fast den gesamten Boden Italiens zu Privateigentum machte“. Gleich nach Erlaß des Gesetzes „stiegen die Grundstücke im Preise; die verschuldeten Grundbesitzer konnten ihr Land verkaufen, von dem sie vorher nur die Naturalnutzung hatten; wer Kapital in den Boden gesteckt hatte, fühlte sich beruhigt, und der Handel mit Grundstücken nahm einen lebhaften Aufschwung“.

Freilich traten bei dieser Umwälzung, wie in der untern und mittlern Schicht, so auch in der obern neue Geschlechter an die Stelle der alten, und das war kein Unglück. „Es gibt keine Klasse, die vollständiger das Gefühl für das, was gut und böse ist, verliert, als eine verschuldete, bedürftige Aristokratie, die, voll Neid gegen eine Plutokratie eben aufgeschossener Millionäre, nur danach trachtet, den Borrang, den Luxus und die Genüsse noch festzuhalten, wenn die Armut schon anklopft. Rom hatte von seiner Aristokratie manches schändliche zu sehen bekommen . . . Aber die Achtung vor einer uralten Aristokratie wie die Bewunderung für einen Staat, dessen Macht eine Reihe von Jahrhunderten überdauert hat, haften im Volksgemüt noch lange nach dem Beginne des Verfalls, und so machte sich Rom noch immer Illusionen über seinen Adel, wie es heute ein Land tut, dessen Nobilität in ähnlicher Weise dem Untergange entgegengeht, ich meine England.“ Kenner Englands mögen entscheiden, ob der Verfasser Recht hat. Von der julianischen Restauration, die Mommsen gepriesen hat, sagt Ferrero: in Wirklichkeit habe gar keine aristokratische Restauration stattgefunden, „denn die römische Aristokratie existierte nicht mehr; sondern in Asien wie in Italien und im ganzen Reiche handelte es sich nur um den zügellosen und bluttriefenden Triumph einer kleinen Schar von Meuchelmördern, Sklaven, ablichen Bettlern, gewissenlosen Abenteurern, spitzbüßischen Wucherern und feilen Söldnern über ein ungeheures Reich von Millionen Unterdrückter, die in einem Wutanfall einen vergeblichen Befreiungsversuch unternommen hatten“. Unter den Mitteln, mit denen sich die heruntergekommenen Adelspröhlinge über Wasser zu halten versuchten, zählt Ferrero auch Heiraten mit Töchtern der neuen Nobilität auf, zu der die größern Grundbesitzer gehörten. Diese neuen Landwirte waren intelligent und fleißig; sie studierten die Schriften der griechischen Agronomen und das Lehrbuch der Landwirtschaft des Karthagers Mago, von dem der Senat eine lateinische Übersetzung veranstaltet hatte. Sie liebten, wenn sie unbemittelt waren, „ein kleines Kapital, pflanzten Öl und Wein und strebten nach rationeller Bodennutzung“. Aber nur unter vielen Mißerfolgen ging es vorwärts. „Mangel an Erfahrung, die Unvollkommenheit des Straßennetzes, wucherische Zinsen, der unorganisierte Zustand des Handels standen ihrem Erfolg im Wege und ließen oft gerade die unternehmendsten Landwirte Schiffbruch leiden.“ Die

lex Spuria Thoria, die durch Sicherung des Eigentumsrechts zu großen Aufwendungen für die Bodenkultur ermutigte, hat auf diese Weise viele einzelne in Armut gestürzt. Eine neue Wendung führte die Erschöpfung Asiens durch die allzu rasche Ausplünderung herbei. In den siebziger Jahren waren dort keine Reichtümer mehr zu holen, und nun wandte sich das Kapital in Masse dem eignen Lande zu. „Damit begann in Italien eine fieberhafte Steigerung des landwirtschaftlichen Betriebs, die im Laufe eines Jahrhunderts die um 130 begonnene Umwandlung der Bodenkultur vollendete. Alle großen und mittlern Grundbesitzer kauften Sklaven; aber sie verfuhrten nun beim Ankauf mit einer ehedem unbekanntem Sorgfalt, indem sie neben der rohen Muskelkraft, die nur für schwere körperliche Anstrengungen und für die Arbeitshäuser taugte, intelligente Handwerker und Landwirte suchten, die besser behandelt wurden und imstande waren, durch bessere Methoden den Ertrag der Landwirtschaft zu heben.“

„Damals war Rhodus der Weltmarkt für Wein; Griechenland, die Inselwelt des Ägäischen Meeres und Kleinasien waren das Burgund und die Champagne der alten Welt; diese Länder führten den Göttertrank in die Gegenden aus, wo die Traube nicht reifte, oder wo die Wohlhabenden das schlechtere einheimische Gewächs verschmähten. Unter den Sklavenscharen, die Sulla aus Asien nach Italien verkauft hatte, die von Seeräubern, von italienischen Staatspächtern und Kaufleuten nach Italien verschleppt worden waren, fanden sich viele Landleute, die sich auf die Pflege des Weinstocks und des Ölbaums verstanden. Kapitalisten, die sich in den Provinzen bereichert hatten, bemittelte Grundbesitzer, darunter auch noch solche vom alten Adel, machten die Entdeckung, daß man recht wohl bei Benutzung orientalischer Sklaven mit den östlichen Weinproduzenten konkurrieren könne, besonders da der Konsum von Wein und Öl in Italien stetig stieg. Sie ließen also Reben und Öl-bäume in günstigen Lagen anpflanzen und wählten dabei für den Absatz gut gelegene Gegenden aus: in der Nähe des Meeres oder einer Heerstraße, so in der Romagna und in Sizilien. Wanderherden waren im vorhergehenden Jahrhundert die beliebteste Gewinnquelle des Adels gewesen, aber sie paßten nur in die schöne Zeit des *ager publicus* und der wirtschaftlichen Sorglosigkeit. Je teurer jedoch der Boden und je kostspieliger das Leben in Italien wurde, desto mehr sah man sich in die Notwendigkeit versetzt, die Viehzucht zu heben, intelligentern und sachverständigern Leuten die Tiere anzuvertrauen, sich um gute Rassen, passende Kreuzungen, Auswahl des Futters und hygienische Fragen zu bemühen. So besaß Attikus ausgedehnte Besitzungen und zahllose Herden in Epirus. Man machte Versuche mit Veredlung der Pferde- und Eselrassen. Statthalter und Offiziere fingen an, in den Gegenden, in die sie ihre militärischen oder Verwaltungspflichten führten, den Pflanzen und Haustieren und ihrer Pflege Beachtung zu schenken.“

Im Jahre 52 führten die Kaufleute zum erstenmale italienisches Öl in die Provinzen aus. (Wer nicht die ganze Chronologie im Kopfe hat, den

kostet es an dieser und an andern Stellen einige Mühe, herauszubekommen, welches Jahr mit „diesem unruhvollen“ oder einem ähnlich bezeichneten Jahre gemeint ist. In größern Geschichtswerken sollte auf jeder Seite die Jahreszahl an den Rand gesetzt werden.) „Die Tatsache schien den Zeitgenossen nicht sehr wichtig, sie beachteten sie kaum im politischen Kampfgetümmel, und wir würden gar nichts davon wissen, hätte sie uns nicht einer der fleißigsten Gelehrten der alten Welt überliefert. (Plinius in seiner Naturgeschichte XV, 1.) Aber diese Tatsache hat doch ihre Bedeutung, da sie uns zeigt, daß selbst inmitten dieses furchtbaren politischen Auflösungsprozesses und neben einigen militärischen und politischen Persönlichkeiten, deren Taten die Geschichtsbücher füllen, zahllose Menschen, die keinen Namen hinterlassen haben, unermüdet weiter arbeiteten an der Umgestaltung des italischen Ackerbaues und Gewerbefleißes. Freigelassene, kleine und mittlere Grundbesitzer, Ausgewanderte (?), frühere Legionssoldaten, Zenturionen erwarben mit ihren Ersparnissen ein Stück Land von verschuldeten großen Aristokratenfamilien, kauften Sklaven und betrieben den Ackerbau nach verbesserten Methoden oder trieben Handel und führten neue Kunstfertigkeiten und Gewerbe ein. Die Fortschritte des Olivenbaues, über die Plinius berichtet [im zweiten bis siebenten Kapitel des fünfzehnten Buches], und die des Weinbaues wären nicht möglich gewesen, hätte sich nicht zwischen dem Großgrundbesitz und den ihr Land selbst bebauenden kleinen Landwirten eine mittlere Klasse von Grundbesitzern gebildet, die mit kleinem Kapital und mit Hilfe intelligenter Sklaven die hochentwickelten Kulturweisen des Orients anwandten. Die Kleinbauern hätten es nicht verstanden, und die Großgrundbesitzer hätten ungeheure Kapitalien gebraucht, wenn sie Wein, Oliven und andre Fruchtbäume im großen hätten kultivieren und die dazu erforderlichen Bauten hätten errichten wollen. [Er sagt an einer andern Stelle, für diese höhern Sklaven habe man auch anständige Wohnungen schaffen müssen. Der Großgrundbesitzer brauchte ja nicht sein ganzes Areal zum Wein-, Öl-, Obst- und Gemüsebau zu verwenden und konnte außerdem durch parzellenweise Verpachtung die neue Kulturart fördern, was denn auch tatsächlich geschehen ist.] Auch konnten sie sich in der Regel nicht selbst um ihre Güter kümmern, was für einen gedeihlichen Betrieb so notwendig ist. Spekulant, reiche Wucherer, Literaten, berühmte Politiker oder Offiziere, andre vornehme Stadtherren mochten aus Laune oder weil es Mode war, diese neuen Kulturen selbst probieren; für gewöhnlich jedoch paßte den Großgrundbesitzern, wenn ihre Güter nicht in der Nähe einer Stadt lagen, nichts besser als die Viehzucht. So ließen die großen Herren Roms in den damals noch ausgedehnten Wäldern und auf den weiten Wiesen des Polandes und Süditaliens, das seit Hannibals Zeit ziemlich menschenleer geblieben war, riesige Herden weiden. [Die Ursache davon, daß in der Poebene der Großgrundbesitz besonders stark um sich griff, scheint also nicht, wie Friedländer meint, ihre Fruchtbarkeit gewesen zu sein, sondern der Umstand, daß sie sich noch im Natur-

zustande befand, noch Weideland war.] Die großen Vieh- und Weidebesitzer wie Domitius Anobarbus machten den noch begüterten Teil des römischen Adels aus und waren das Rückgrat der konservativen Partei. Dagegen waren alle Fortschritte im intensiven Anbau das Werk bescheidener Grundbesitzer der mittlern Klasse, die nicht mehr ärmlich lebten, nicht mehr mit einer starken Familie das Land selbst bebauten, sondern einen guten Teil des Jahres in der benachbarten Stadt zubrachten, ihre Sklaven oder coloni unter scharfer Aufsicht hielten, ledig blieben oder doch wenig Kinder hatten und aus ihrem Grundbesitz möglichst viel Geld zogen.“ Und diese Umgestaltung der Landwirtschaft brachte zugleich den gewerblichen Fortschritt in Gang. Der neue Landwirt war anspruchsvoll, begnügte sich nicht mit den Kleiden und Geräten, die seine familia, seine Sklavenschaft herzustellen vermochte, wollte besseres haben, und die Nachfrage nach Gewerbeerzeugnissen, nach Luxusartikeln, der die Einfuhr nicht mehr genügte, ermunterte zum Gewerbebetrieb für den Markt. Kapitalisten richteten Werkstätten ein, in denen sie qualifizierte Sklaven beschäftigten, und aus Freigelassenen bildete sich ein Stand von kleinen Handwerkern. Ganz Norditalien verlegte sich auf die Keramik, weiter südlich tat Arezzo dasselbe, in Padua und Verona fabrizierte man Teppiche, die sehr gesucht wurden, die Großgrundbesitzer von Parma und Modena, auf deren Grundstücken große Schafherden weideten, ließen Wollstoffe anfertigen, Faenza lieferte Leinenwaren, Neapel Parfümerien, die Insel Elba Eisenwaren.

Wir sehen, wenn auch die Bürgerkriege Verheerungen angerichtet haben, war doch die ökonomische und die landwirtschaftliche Lage beim Untergange der Republik gar nicht schlecht. Eben weil man ökonomisch geworden war, zog man sich von der Politik zurück und überließ diese gern einer regierenden Oligarchie oder einem Monarchen — wie Europa seit 1870, meint Ferrero. Insbesondere hatte das Latifundienwesen keine die gesunde Entwicklung hemmende Ausbreitung gewonnen, und wo es übermäßig entwickelt war, wurde seinen schlimmen Wirkungen durch das Pachtssystem vorgebeugt. Man darf eben den rhetorischen Darstellungen der Parteiführer, Volkstribunen, Moralisten und laudatores temporis acti im alten Rom so wenig jedes Wort glauben wie denen unsrer heutigen Zeit. Die beiden wirklichen Übel waren die Ansammlung eines schmarozenden Pöbels in Rom, der zu nichts taugte, also auch nicht zur innern Kolonisation, und daß statt Lohnarbeitern Sklaven beschäftigt wurden. Das hatte zwar seine Bequemlichkeiten für die Großgrundbesitzer und Großunternehmer, Bequemlichkeiten, wegen deren diese von manchem ihrer heutigen Standesgenossen beneidet werden mögen, wirkte aber doch, wie heute allgemein anerkannt wird, auch abgesehen von allen ethischen Erwägungen im ganzen verderblich. Übrigens würde die Sklaverei, als nach Vollendung der Eroberungen die Zufuhr frischer Ware aufhörte, durch die zahlreichen Freilassungen und die von der wirtschaftlichen Entwicklung erzwungne Verwandlung des wirklichen Sklaven in einen bloß hörigen Kolonen mit der Zeit von selbst

verschwunden sein, wenn nicht die Stürme der Völkerwanderung, die Raubzüge asiatischer und nordischer Barbaren und der Islam den Menschenraub und Menschenhandel aufs neue in Gang gebracht hätten.

Wenden wir uns nun der andern angeblichen Ursache des vermeintlichen Untergangs des italischen Bauernstandes zu, so hat sie nach Ferrero gar nicht existiert; in einer besondern Abhandlung beweist er, daß das Altertum den Getreidehandel im heutigen Sinne nicht gekannt hat. Er stützt sich besonders auf gelegentliche Äußerungen Xenophons und des Redners Demosthenes. In dessen Zeit vermochte der attische Boden die angewachsne Bevölkerung Athens nicht mehr zu ernähren, und es mußten alljährlich 400 000 bis 500 000 Hektoliter Brotkorn eingeführt werden. Das konnte aber nur durch strenge Maßregeln des Staates möglich gemacht werden. Unter Androhung harter Strafen wurde den Kaufleuten und Reedern, die athenische Waren ausführten, befohlen, als Rückfracht Getreide zu laden, und es kam vor, daß ein Kapitän, der seine in der Krim gekaufte Getreideladung statt im Piräus in einem Hafen außerhalb Attikas gelöscht hatte, mit dem Tode bestraft wurde. „Während die meisten heutigen Industriestaaten die Einfuhr von Cerealien durch Schutzzölle zu hemmen suchen, war Athen bestrebt, mit allen Mitteln der Diplomatie und durch Kriege die ununterbrochne, reichliche Getreideeinfuhr zu sichern.“ Der Getreidehandel war eben so unbequem, riskant und unrentabel, daß sich kein Kaufmann aus freier Wahl damit abgeben mochte. Nur sehr wenig Länder erzeugten manchmal einen Überschuß über den eignen Bedarf; für gewöhnlich deckte die Ernte nur eben zur Not das heimische Bedürfnis; aber dieses wurde eben auch gewöhnlich von der eignen Landwirtschaft befriedigt. Es fehlte dem Händler also zunächst sowohl die feste Bezugsquelle wie der feste Absatzmarkt. Die wenigen, die sich auf den faulen Handel einließen, spekulierten auf die Hungersnöte, die bald in diesem, bald in jenem Lande in Folge einer Mißernte ausbrachen. Der heutige private Getreidehandel ist die gleichmäßig arbeitende Maschine zur Versorgung der an beständiger Unterproduktion leidenden Länder aus den Ländern der ebenso beständigen Überschüsse. Beide Gebiete sind konstant und allgemein bekannt; zwischen Einkaufs- und Absatzmarkt bestehen feste Beziehungen (daß Rußland immer noch von seiner autokratischen Regierung zwangsweise in der Gruppe der Exportländer festgehalten wird, auch seitdem es aus einem Lande periodischer ein solches der ständigen Hungersnöte geworden ist, kann als eine unerhörte Anomalie keinen Einwurf gegen die Gesetzmäßigkeit und Natürlichkeit des Gesamtzustandes abgeben). Und die Arbeit dieser Maschinerie gleicht die Preise der verschiednen Länder aus. Nur im Wechsel der Jahre schwankt der Weltpreis mit dem Ertrage der Welternten, und nur auf diesen Wechsel in der Zeit kann sich die Spekulation aufbauen. Die Spekulation des Altertums gründete sich nicht auf temporelle sondern auf lokale Unterschiede: auf den Unterschied der Getreidepreise zwischen einem Lande, das zufällig Überschüsse

hatte, und einem andern, das zufällig an einer Hungersnot litt. Solch ein Doppelzufall schuf natürlich so gewaltige Preisdifferenzen, daß ein Geschäft schon gewagt werden konnte, das, wie gesagt, für gewöhnlich ein faules Geschäft war. Denn infolge der Geldknappheit und der dadurch verursachten Höhe des Zinsfußes sowie wegen der Kleinheit und Langsamkeit der Schiffe waren die Kosten sogar beim Wassertransport — um wievielmehr beim Landtransport — sehr groß, und nicht minder groß waren die Gefahren von Seeräubern, feindlichen Kriegsschiffen, den häufigen Freveltaten eines im ganzen barbarischen Rechtszustandes und — bei der Unvollkommenheit der Schifffahrtskunst — von den Stürmen. Deshalb beschränkte sich der damalige Auslandshandel auf Waren, die bei kleinem Umfang hohen Wert hatten, und da sie nicht zur Notdurst des Lebens gehörten, nur von wohlhabenden Abnehmern gekauft wurden, die bereit waren, sie noch weit über ihren Wert zu bezahlen, sodaß ein Gewinn herauspringen konnte, der das Risiko aufwog. Ferrero hat seinen Beweis vorzugsweise aus Nachrichten über den Handel Athens im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. gegründet, aber, schreibt er, da sich die Zustände in dieser Hinsicht bis zu der hier in Betracht kommenden Zeit nicht geändert hätten und für alle Mittelmeerländer dieselben gewesen seien, so dürfe man ihn auch auf Italien anwenden. „Wenn im vierten Jahrhundert das Getreide aus Pontus und Ägypten nicht ohne einen Zuschuß vom Staat oder von reichen Händlern, die freiwillig oder gezwungen einen Teil der Kosten trugen, nach dem so gut wie am Meere liegenden Athen, das damals eine große und reiche Stadt war, transportiert werden konnte, wie sollte dann zwei Jahrhunderte später ägyptisches Getreide im Innern Italiens, in den Gebirgsstädten der Apenninen oder im zisalpinischen Gallien verkauft werden können? Bei so weitem Transport wäre das Getreide so teuer geworden, daß es mit dem einheimischen schlechterdings nicht hätte konkurrieren können. Die Transportkosten und die Handelsinteressen schützten damals den Getreidebau besser, als es heute die Schutzzölle vermögen; sie schützten ihn so gut, daß man in Rom wie in Athen von Staats wegen für die Einfuhr sorgen mußte.“ Zu der Furcht vor den periodischen Hungersnöten gesellte sich das ständige Bedürfnis der Großstadt Rom, deren Bevölkerung bei dem beschriebenen Zustande des freien Handels und des heimischen Ackerbaus von diesen beiden schlechterdings nicht ernährt werden konnte. (Außer Rom gab es keine Großstadt in Italien und konnte es keine geben; die Angaben über große Einwohnerzahlen einiger Städte des Altertums, die nicht zu den allbekanntesten wenigen Weltstädten gehörten, müssen, bemerkt Ferrero, als übertrieben angesehen werden.) Diese Sorge für die Verproviantierung Roms hatte zur Folge, daß die Regierung solche Länder, die dafür in Betracht kamen, durch die Diplomatie an sich fesseln oder, was noch einfacher war, erobern mußte; so besonders Ägypten; von dort besorgte dann der Staat die Einfuhr. Und die Eroberungen wiederum konnten nur etappenweise von einer

natürlichen Kornkammer zur andern fortschreiten, da die Heere mit den Erzeugnissen des Landes, in dem sie gerade standen, ernährt werden mußten, Berproviantierung von der Heimat aus unmöglich war.

Da man unmöglich zugeben kann, schließt der Verfasser seine Beweisführung, „der italische Ackerbau sei vom Jahre 150 v. Chr. an durch die Konkurrenz des ausländischen Getreides zugrunde gerichtet worden, so nehme ich an, daß die Verteuerung des Lebensunterhalts die Ursache dieser Krisis gewesen ist“. Nach dem oben gesagten ist nicht etwa die Landwirtschaft zugrunde gegangen, sondern es hat eben nur der alte Zustand aufgehört, wo der Landmann außer dem Getreide für seinen und seiner Familie Bedarf noch einen kleinen Überschuß für die Versorgung des nächsten Städtchens erlangte, und wo das daraus gelöste Geld für die Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse genügte. Indem die Ausbreitung feinerer Kulturen, die einen höhern Gewinn abwarfen, den Körnerbau einschränkte, kann man Ferrero zugeben, daß diese Umwälzung eine große Ähnlichkeit mit dem habe, was wir heute erleben. Dagegen erscheint es verfehlt, wenn er gerade Italien und Rußland als Beweise anführt; nur England gibt das klassische Beispiel für diesen Umwandlungsprozeß ab, und Deutschland kann deswegen an zweiter Stelle genannt werden, weil der Körnerbau durch die Industrialisierung und die verfeinerte Lebenshaltung zwar bis jetzt noch nicht wesentlich eingeschränkt worden ist, ihn aber die beiden genannten Ursachen zusammen mit der ausländischen Konkurrenz, oder was dasselbe ist, der Vervollkommnung der Transporttechnik, unrentabler und unzulänglicher gemacht haben. Ferrero schreibt: „So stammt beispielsweise die wirtschaftliche Krisis, unter der Italien in den letzten zwanzig Jahren gelitten hat, von der Steigerung der Ausgaben, als Folge der Einführung der anglo-französischen industriellen Zivilisation in die landwirtschaftliche Gesellschaft.“ Dieser Satz hat nur dann einen Sinn, wenn mit der landwirtschaftlichen Gesellschaft die italienischen Grundherren gemeint sind, die bekanntlich als Politiker und Pflastertreter in der Stadt leben und infolge gesteigerter Bedürfnisse aus ihren Pächtern einen höhern Pachtzins herauszuschlagen suchen; denn daß diese armen Pächter selbst durch die Steigerung ihrer eignen Luxusbedürfnisse zu einer Änderung der Anbauweise gezwungen worden wären, davon kann um so weniger die Rede sein, da sie sich ja schon vor der Krisis hauptsächlich auf Wein, Öl und Südfrüchte verlegt haben. Die schlimmste Steigerung der Ausgaben bestand übrigens nicht in der vom Mehrbedarf an Luxusartikeln herrührenden, sondern in der von der Politik erzwungenen, der Ausgaben für Militär und Marine. „Ist nicht in Rußland das gleiche nach 1863 eingetreten?“ Auch hier ist nicht die Zunahme an Komfort und Luxus schuld — im Gegenteil verursacht deren Fehlen zum Teil die Not —, sondern die auswärtige Politik in der hier oft dargelegten Weise. Auch hat gar keine Umwälzung der Landwirtschaft, keine Einschränkung des dem Körnerbau gewidmeten Areal's stattgefunden; vielmehr rührt das Elend

des zum größten Teil aus Bauern bestehenden russischen Volkes gerade daher, daß diese heilsame Umwälzung aus bekannten Ursachen nicht in Fluß kommen kann. An einer andern Stelle schreibt Ferrero: „Aber wenn die moderne Zivilisation von ähnlichen Widersprüchen gequält und zerrissen wird, so lief das antike Italien Gefahr, daran zugrunde zu gehen.“ Der darauf folgende Versuch, den Unterschied zu erklären, ist im ganzen gelungen, doch tritt der Hauptunterschied nicht klar genug hervor. Er besteht darin, daß das antike Kapital in viel zu großem Umfange auf Wucher, mit einem viel zu kleinen Teil auf Produktion verwandt wurde, und daß die antike Anschauung, Lebensweise und Gesellschaftsordnung den Weg zur Vervollkommnung der Technik, also zur Steigerung der Produktivität der Arbeit versperrten.

Mommsens berühmte Charakteristiken der großen Männer Roms im zweiten und ersten Jahrhundert v. Chr. haben ihrerzeit gewaltiges Aufsehen erregt, aber wohl niemals die allgemeine und ungeteilte Zustimmung der übrigen Historiker gefunden; diese sind bei dem Urteil geblieben, das eine unbefangne Lektüre der Quellen schon vor Mommsen ziemlich festgestellt hatte, und auch Ferrero schließt sich dieser *communis opinio* an. Aber wenn seine Darstellung in dieser Beziehung wenig absolut neues bringt, so ist sie doch so schön, daß einzelne seiner Charakterbilder in die deutschen Lesebücher unsrer Mittelschulen aufgenommen zu werden verdienten. Wer Cicero als Menschen bei der Lektüre seiner Briefe liebgewonnen hat, freut sich der pietätvollen Sorgfalt, mit der dieser bedeutende Mann, den Mommsen so grausam abgeschlachtet hatte, hier behandelt wird, wie seine Verdienste anerkannt, seine Entwicklungsphasen verfolgt, die Stadien seiner literarischen Produktion mit den politischen Ereignissen in Zusammenhang gebracht werden. Sulla, den Mommsen so hoch gestellt hat, erscheint als ein kalter, grausamer Despot, und seine Reform als ein Werk von geringem Wert und kurzer Dauer. Sehr hoch wird Lucullus gewertet, seine Leistung an sich und in ihren Wirkungen der Napoleons verglichen; Cäsar und Pompejus, seine Schüler, hätten geerntet, was er gesät. Cäsars alles überragende Größe wird im ganzen natürlich nach Gebühr gewürdigt, sein Charakter, seine Leistungen und Erfolge — und die sehr oft übersehenen Mißerfolge aber werden vielfach anders dargestellt, als es gewöhnlich geschieht. Mommsen hatte geschrieben: „Er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war.“ Unser Italiener dagegen: „Er war kein Staatsmann, weil dies in einer Demokratie unmöglich war, wo usw.“ Über die Art und Weise, wie sich Cäsar — wider Willen — in den langwierigen gallischen Krieg verwickelt habe, wird eine ganz neue Hypothese aufgestellt, dieser Krieg selbst aber und die ihm als Wirkung folgende Romanisierung Galliens als der Anfang der „europäischen Zivilisation“ (soll heißen: der Zivilisierung der damaligen europäischen Barbaren) gepriesen; man dürfe sagen, „daß sich in den leidvollen Tagen der Belagerung Alesia das Geschick der

europäischen Zivilisation entschieden hat“, wo wir wiederum lieber sagen würden: das Schicksal Europas. — Das Rätsel des Untergangs der antiken Welt ist ja schon von Otto Seeck einigermaßen aufgehellert worden, von Ferreros nächsten Bänden dürfen wir weitere Aufhellungen erwarten.

Carl Jentsch



Die neue Baugesinnung

1



it Absicht sage ich so und nicht: die neue Baukunst; denn die ist noch nicht recht da. Aber sie will kommen, sie hat Vorläufer mit guter Botschaft und glaubwürdigen Zeugnissen gesandt, sie hat Propheten und Wahrsager erweckt, und im Volke der Laien regt sich langsam aber unverkennbar erstarrend eine Zuversicht zum neuen Leben in der Baukunst, eine neue Baugesinnung.

Es könnte einem Angst werden um die Lebenskraft dieser Gesinnung, wenn man ihren stark theoretischen, bewußt geweckten Ursprung bedenkt. Aber es waren wohl auch in frühern Zeiten des Stilübergangs immer erst Einzelne, die vom Hauche des neuen Geistes berührt und fähig wurden zur Forderung oder gleich zur Schöpfung neuer Formen für diesen Geist. Die Bewußtheit unsers heutigen Lebens, das auf Selbstanalyse bedacht ist wie keines vor ihm, hat auch die bewußte Theorie vor die Praxis der neuen Formensprache gesetzt, der unsre Architektur zustrebt. Wir wollen die Frage offen lassen, ob die gesteigerte Öffentlichkeit in solchen Kultur- und Kunstwandlungen mehr geschadet oder genutzt hat. Denkt man an den großartigsten Versuch, eine neue Baugesinnung in der breitesten Öffentlichkeit zu wecken, an die Dresdner Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1906 zurück, so ist man geneigt, den Nutzen der konzentrierten Öffentlichkeit, der eine solche Ausstellung ausgesetzt ist, höher anzuschlagen als den Schaden, den sie allenfalls durch Festlegung der Phantasie stiften kann. Nun ist gar noch ein Sammelwerk über die Ausstellung erschienen (München, Bruckmann, 15 Mark gebunden), das die dort empfangnen Eindrücke zu vertiefen und praktisch nutzbar zu machen bestimmt ist. Nach den einleitenden Aufsätzen von Schumacher, Gurlitt, Muthesius, Naumann u. a. folgen an 460 Abbildungen, die eine Auswahl der besten Räume und Einzelstücke zeigen. Die Formen werden klar, aber die Farben? Wie schwer sind sie aus den einfarbigen Rasterdrucken ohne die geringsten Angaben zu rekonstruieren? Ich glaube doch, daß solche Sammelwerke den Sprung ins Farbige werden wagen müssen, wenn sie wirklich nutzen wollen. Wie oft ist nur die Farbe das einigende Element, das die Formen erst verständlich macht. Ein besondrer Vorwurf ist dem vorzüglich ausgestatteten Werke auf Grund dieses Mangels nicht zu machen,